Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 12 (1843)
Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

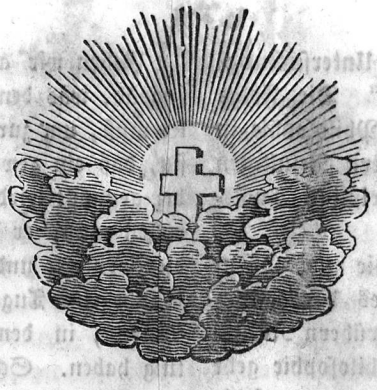
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzern, Samstag den 10. Juni.
No. 23. 1843.



Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Mein Mund soll verkünden Gottes Gerechtigkeit, den ganzen Tag sein Heil; denn Bücherweisheit kenn ich nicht. So will ich eingehen in die Kraft des Herrn. Ps. 70, 15.

Die Schelling'sche Philosophie und die christl. Theologie. [1])

Es geht die Sage, die Schelling'sche Philosophie sei eine christliche geworden und solle eine rein vernünftige Erklärung der Grundwahrheiten der Offenbarung auf. Wenn man aber die Prinzipien dieser Philosophie mit den Grundlehren des Christenthums zusammenstellt, so wird man bald inne werden, daß zwischen beiden eine unübersteigliche Kluft sei; ja so groß ist der hier obwaltende Gegensatz, daß, wer an den christlichen Lehren von der Dreieinigkeit Gottes, von der Schöpfung der Welt, von der Menschwerdung des Sohnes und der Erlösung des menschlichen Geschlechts glaubt, das Schulsystem nothwendig verwerfen muß; wer aber dies annimmt, seinem christlichen Glauben zu entsagen hat. Um die Erhabenheit göttlicher Weisheit, für deren Dollmetscher Schelling sich giebt, gegen alle Angriffe zu wahren, beruft er sich auf die Schriftstelle: „Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken, und meine Wege sind nicht euere Wege, sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, sind meine Gedanken höher, denn euere Gedanken, und meine Wege, denn euere Wege." Wir aber nehmen diese Worte in Anspruch gegen Schelling selbst, und behaupten, daß ein himmelweiter Unterschied sei zwischen christlicher Theologie und Schelling's Philosophie.

Schelling protestirt gegen jenen allgemeinen Begriff, kraft welchem jede Aeußerung des Geistes eine Offenbarung zu nennen sei. „Hätte sie mir diesen Sinn, so wäre es ohne Interesse, sich mit ihr zu beschäftigen. Soll die Offenbarung ein besonderes Interesse für uns haben, so muß sie etwas enthalten, was über die menschliche Vernunft geht." Seltsam genug ist es, daß diese seine Worte ihn nicht stutzig gemacht haben; denn wenn die Offenbarung Wahrheiten enthält, die über die menschliche Vernunft gehen, wie ist es denn möglich, diese Wahrheiten in die Formeln menschlicher Begriffe einzuzwängen, und mit menschlicher Vernunft das zu erfassen, was über die menschliche Vernunft ist? Dennoch glaubt sich Schelling dieser Unternehmung gewachsen, und protestirt feierlich gegen die Zumuthung, er habe seine Philosophie aus der Offenbarung geschöpft. „Philosophie der Offenbarung heißt keineswegs eine aus der Offenbarung geschöpfte Philosophie, auch ist sie nicht erfunden, um die Offenbarung zu stützen; sie ist vielmehr ganz unabhängig von der Offenbarung, durch den Begriff der Philosophie selbst gefor-

[1]) Wenn wir hier einiges aus den hist. politischen Blättern über Schellings Philosophie aufnehmen, so geschieht es nicht blos um einiges über diese Philosophie zu bemerken, die vorübergehen wird, wie sie herangekommen ist, sondern auch ihren blinden Anbetern zu lieb, welche diese Weisheit ihren Schülern von Wort zu Wort vortragen, und wo sie ein wenig davon abgehen, die Sache nur plumper, drolliger und confuser machen, dabei aber mit dünkelhafter Anmaßung sich ihrer Wissenschaftlichkeit rühmen und Andere als Idioten ausgeben. D. Red.

dert, sie ist folglich eine streng philosophische Untersuchung, ausgehend von philosophischen Prinzipien." Die Folge wird zeigen, daß die von ihm erfundene Philosophie in ihren strengen Untersuchungen zu ganz andern Resultaten gelangt ist, als die von jeher geglaubte christliche Auslegung der Offenbarung.

Ueber das Verhältniß seiner Philosophie zur Offenbarung erklärt sich Schelling dahin, daß es damit dasselbe Bewandtniß habe, wie mit dem seiner frühern Naturphilosophie zur Erfahrung: „Die positive Philosophie geht nicht von der Erfahrung, sondern von sich aus, auf die Erfahrung hin, und in sofern ist sie ein apriorischer Empirismus." Dieser Ausdruck enthält einen Widerspruch, denn, was apriorisch ist, kann nicht Empirismus sein, und was empirisch ist, nicht apriori. Die günstigste Auslegung der besagten Worte kann nur die sein, daß die apriorischen Begriffe zuletzt mit der Erfahrung übereinstimmen, und dieselben Resultate liefern. Indeß hat die Geschichte längst über den apriorischen Empirismus der Schelling'schen Naturphilosophie das Endurtheil gesprochen. Ungeachtet vieler geistreichen Blicke des Schöpfers der rationellen Naturkunde sind unter den Naturforschern nur wenige geblieben, die noch daran glauben. Der Empirismus hat dem Apriorismus ein Ende gemacht. „Aber", fährt Schelling fort, „wie die Natur auf die Naturwissenschaften eine Autorität ausübt, warum sollte nicht mit demselben Rechte auch das Faktum der Offenbarung eine Autorität ausüben dürfen auf eine Philosophie der Offenbarung"? Ohne Zweifel wird Niemand der Offenbarung diese Autorität absprechen wollen, sondern man wird umgekehrt einräumen, daß die Autorität der Offenbarung so groß und gebieterisch ist, daß die Philosophie sich vor ihr beugen müsse, und ihre eigene Ohnmacht bekennen. Wie die Naturphilosophie vor der Autorität der Natur verstummt ist, so auch wird es seiner Offenbarungsphilosophie mit der Offenbarung gehen.

Schelling scheint dies selbst zu fürchten, und ungeachtet seiner streng philosophischen Methode gesteht er es ein, daß er seine Beweisführung nicht bis zur streng logischen Evidenz durchzuführen vermöge. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die folgende Aeußerung, die in der That seinem ganzen System den Untergang droht. „Hier — zur Philosophie der Offenbarung — ist freilich ein Denken erforderlich, das aber kein nothwendig zwingendes, sondern ein freies, gewolltes Denken ist, ein Denken, das man wollen muß." Einsehend, das seinem Systeme die innere Evidenz und zwingende Kraft abgeht, appellirt er an den Willen, und fordert, daß man sein Denken wollen müsse. Wer demnach sein Denken nicht will, für den hat es seine bindende Kraft verloren.

Gehen wir aber näher auf die besagten Worte ein, fragend, was denn das für ein Denken sei, das man wollen muß, um zur Ueberzeugung zu gelangen, so ergibt es sich, daß ein gewolltes Denken dasselbe ist, was auch Glauben genannt wird. Der Glaube ist ein Denken, das man wollen muß, er nimmt den ganzen Menschen in Anspruch die Vernunft und den Willen. Darum ist der christliche Glaube eine Tugend, denn er fordert die Zustimmung des Willens, in dem alle Tugenden ihre Wurzel und Haltung haben. Schelling fordert also offenbar, daß man an sein System glauben solle. Wir würden demselben diesen Glauben nicht versagen, wofern es wahrhaft das christliche wäre, das heißt wir würden daran glauben, nicht in sofern es das System Schellings ist, sondern in sofern es die Exposition der göttlichen Offenbarung wäre und göttliche Autorität für sich hätte. Da dem aber nicht so ist, da es vielmehr der christlich verstandenen Offenbarung widerspricht, und nur menschliche Autorität für sich hat, so versagen wir denselben schlechthin den Glauben, ohne deshalb von unserm Gewissen im mindesten beunruhiget zu werden. Wir wollen aber auch diesen unsern Unglauben an Schellings Philosophie rechtfertigen, die Prinzipien seines Systems mit denen der christlichen Weisheit zusammenstellen, und die Grundverschiedenheit beider nachweisen.

Schellings Philosophie geht vom absoluten Sein aus, aber dies Sein, ist nicht das göttliche, ewig selbstbewußte Sein; das Sein Schellings geht dem Begriffe Gottes voran. „Die positive — Schellingsche — Philosophie geht von der Existenz zum Begriffe Gottes über. Das Seiende aber, das vor seinem Begriffe ist, das blind oder geradezu Seiende. Gott ist demnach im Anfang der positiven Philosophie das an und vor sich, d. h. vor seiner Gottheit Seiende, das blind Existirende, ganz wie die absolute Substanz, mit der Spinoza anfängt." Diese Hypothese von einem blinden Sein, aus welchem der sehende Gott sich entwickelt, und welches er nach Schellings Ausdruck zu überwinden hat, kennen wir schon aus seiner Abhandlung über die menschliche Freiheit. Dort wird dies blinde Sein der dunkle Grund genannt, und dort eben so, wie hier, behauptet, daß Gott in seinem Anfange nicht dasselbe ist, was er am Ende wird. Das blinde Sein wird dort der Gott A, und der sehende, selbstbewußte Gott der Gott O genannt.

Diese der Majestät Gottes so unwürdige und allen christlichen Begriffen widersprechende Vorstellung von einem Sein, das, wenigstens dem Grunde nach, älter ist als Gott ist noch ein Erbstück vom Systeme des transcendentalen Idealismus. Zur Zeit der Erscheinung dieses Systems klebte Schelling noch an der Fichteschen Ichheitslehre, und der ganze Aufwand von Dialectik, wovon das System zu-

sammengewebt ist, hatte nur den Zweck, zu beweisen, daß das Ich durch einen organischen Prozeß der Natur aus dem Nichtich hervorgegangen sei. Zwar träumte damals Schelling noch am Ende des Systems von einer, allen Menschen bis dahin unbekannten Identität, die weder Ich noch Nicht-Ich, weder Gott noch Welt war. Diese Identität ist nunmehr verabschiedet worden; es mag ihm selbst bei dieser leeren Abstraction unheimlich geworden sein. Er will jetzt ein anderes, er bedarf eines Gottes, aber das alte System soll dennoch nicht ganz aufgegeben werden, und anstatt sich vor der Majestät des Ewigen, lebendigen und wissenden Gottes zu beugen, scheut er sich nicht, Gott selbst einem Entwicklungsprozeß zu unterwerfen: Gott hat eine Geschichte, eine mythische Periode, in der Er noch nicht Gott war.

„Spinozas Fehler war nur", versichert uns Scheling, „daß er in diesem Begriffe" — des blinden Seins — „stecken blieb, daß er aus ihm nicht herauskam, und nicht den Fortschritt aus dem an und vor sich seienden Gott, der noch nicht als Gott in seiner Gottheit existirt, zu Gott selbst in seiner Gottheit machte; diesen Fortschritt haben wir" — Schelling — „nun zu thun." Ihm mag dies ein Fortschritt scheinen, und in der That ist ihm dieser Gott in seiner Gottheit etwas mehr, als die veraltete Identität. Aber diese, aus dem blinden Sein geborne Gottheit ist nimmermehr der Gott, den die Christen, als ewige Ursache alles Seins, anbeten, und den die Theologen, wenn sie, so zu sagen, von seinem Wesen stammeln, nur als ewige und reineste Akt bezeichnen.

Nichts ist seltsamer als die Redensarten, deren er sich bedient, um seinem blinden Sein den Eingang in die Gemüther zu bereiten. Man bemerkt deutlich seine Verlegenheit, um für dies Hirngespinnst eine Art philosophische Begründung zu finden. Die lateinische und griechische Sprache müssen ihm Ausdrücke leihen, und endlich wagt er einen Widerspruch in deutscher Mundart. „Das blind Existirende, der an und vor sich seiende Gott, das a se, ultro, oder αὐτοματως ὀν, ist, weil es eigentlich für seine Existenz nicht dafür kann, das zufällig Nothwendige, denn seine Nothwendigkeit ist eine zufällige." Zu solchen verzweifelten Ausdrücken muß ein großer Philosoph seine Zuflucht nehmen, um seine Phantasien geltend zu machen! Anstatt mit andern Christen einfach zu glauben, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen hat, zieht er es vor, ein blindes Seyn zu postuliren, das zugleich zufällig und nothwendig ist. Er möchte es gern für zufällig ausgeben, denn es hat keine Ursache, es ist da, man weiß nicht wie, noch warum. Andrerseits ist es das primum existens, die Wurzel Gottes, und man kann doch unmöglich Gott von einem bloßen Zufalle ableiten; also ist es nothwendig, also ist es ewig, also ist es Gott selbst, aber ohne Bewußtsein, ohne Gottheit, das Nicht-Ich Gottes. Das blinde Seyn kommt zur Existenz, es weiß selbst nicht wie, es kann nicht dafür, daß es da ist. Es ist eine arme Waise, die weder Vater noch Mutter hat. In die Welt hinausgeworfen, liegt es da, zappelnd zwischen Zufälligkeit und Nothwendigkeit, Gott selbst mag es nicht; er macht sich bald möglichst davon los, und hätte er sich später nicht dessen angenommen, es wäre nimmermehr etwas Vernünftiges daraus geworden. Bald aber werden wir erfahren, daß dies blinde, hülflose Seyn die Materie ist, aus der Gott die Welt gebildet hat. Dieser Fortschritt wird uns folgendergestalt vorgeführt.

„Bliebe nun dies zufällig Nothwendige in seiner unvordenklichen Ewigkeit eingeschlossen, so wäre keine Welt möglich. Dadurch aber, daß sich jenem Ewigen die Möglichkeit darstellt, sich von seinem nothwendigen blinden Seyn zu befreien, das Andere seiner Selbst zu werden, tritt die Möglichkeit der Weltschöpfung ein". Wie gesagt, so bald der Ewige irgendwie eine Möglichkeit erspäht, sich von seiner schmählichen Blindheit zu befreien, so ergreift er die Gelegenheit: er machte sich daran und wird nun eine Gottheit, d. h. das Andersseyn seiner Selbst. Der Ausdruck erinnert an die hegel'sche Logik, und an die sogenannte negative Philosophie. Das unvordenkliche Ewige war zuerst mit jämmerlicher Blindheit geschlagen, es war Seyn schlechthin, nachdem aber die Gottheit sich davon losgesagt hat, wird es Andersseyn, und zwar das Andersseyn Gottes. Gott hat demnach ein doppeltes Seyn, er ist Seyn und Andersseyn. Das Andersseyn ist aber die Materie, oder wie Schelling sie nennt, die mater rerum, denn aus diesem Andersseyn seiner selbst macht Gott die Welt, wie wir bald hören werden.

„Das gerade oder blind Existirende kann man passend das Unvordenkliche nennen." Gewiß; denn selbst kann es nicht denken; Gott hat auch nie daran gedacht; er findet es vor, als das Residuum seiner selbst. Schelling ist der erste, der es gedacht und erdacht hat, daher es von ihm billig das Unvordenkliche heißt. Schelling erklärt uns die Ausbildung Gottes durch ein aus der täglichen Erfahrung genommenes Beispiel. „Was sich nicht von seinem blinden, vorgefundenen Seyn zu sich selbst zu befreien, ein Mensch, der sich nicht von seiner Naturbasis, die ihm ohne seinen Willen geworden, loszureißen und selbstständig zu werden vermag, bleibt roh und ungebildet". Alle Bildung besteht nur in dem Sichlosreißen, Befreien vom blinden Naturgrund zu sich selbst, zur Selbstständigkeit". Wäre es also der Schelling'schen Gottheit nicht geglückt, sich vom blinden Naturgrund zu sich selbst zu befreien; so wäre sie roh und ungebildet geblieben, und wie stände es dann um

die Welt? Nachdem Schelling uns so die Civilisation seiner Gottheit erklärt hat, fährt er fort: „Das blinde Seyn, das Exstatische, das Außersichseyn Gottes folgt also nicht dem freien Gott nach, sondern geht ihm als die Potenz des wirklichen Gottes vorher, hat sich der wirkliche Gott einmal aus seiner blinden, unmittelbaren, unwillkührlichen Existenz zu sich selbst befreit, so kann er sich nicht wieder ins Andersseyn verlieren, und außer sich kommen.“ Das ist ein Glück und ein Vorzug dieses Gottes vor dem gebildeten Menschen, der sich nicht selten in das Andersseyn verliert.

Es ist schon vor Zeiten durch Fichte und Schelling erörtert, daß ohne Nichtich das Ich ohne Bewußtsein und ohne Leben wäre, dasselbe Raisonnement applicirt Schelling nun auf seine Gottheit: „Lebendig ist aber Gott nur durch diesen Gegensatz — des blinden Seyns — in sich selbst; die spinozistische Substanz ist todt, weil sie diesen Gegensatz nicht kennt, in ihrer unvordenklichen Ewigkeit bleibt, nicht aus sich heraus zum Andern ihrer selbst fortgeht“. Daß seine Gottheit lebt, verdankt sie also der blinden Substanz, sie hat darin einen Gegenstand, woran sie ihre Thätigkeit üben kann; sie hat kein Leben in sich, in der Wechselwirkung mit der Substanz wird sie lebendig. „Der theistische, rationalische Gott, der gleich von Hause aus selbst bewußt und lebendig ist, ist darum ein scheinlebendiger Gott, während der wahrhaft pantheistische auch der wahrhaft lebendige Gott ist“. Wir Christen aber glauben an einen Gott, der von Hause aus lebendig ist, der keines blinden Seyns bedarf, um lebendig zu sein, da er es vielmehr ist, der allem Seyenden Daseyn und Leben spendet. Schelling schilt diesen Gott den rationalistischen, behauptend, daß sein pantheistischer Gott allein lebendig sei. Da er den Gott der Christen den rationalistischen nennt, so wollen wir seinen pantheistischen Gott den irrationellen oder unvernünftigen Gott nennen.

Ueber die Geistwerdung Gottes vernehmen wir folgendes: „Das blind Seyende, als das zufällig nothwendige, ist ein aufhebliches, und Gott wird durch diese Aufhebliches zu einem seiner Natur nach Nothwendigen, oder er wird Geist“. Wir wollen diese höchst tiefsinnige und höchst begreifliche Exposition der Geistwerdung Gottes dem Philosophen und seinen Bewunderern überlassen; sie mögen selbst herausbringen, wie das blind Nothwendige zu einem seiner Natur nach Nothwendigen wird. Uns genügt es zu glauben, daß Gott von Ewigkeit Geist ist, den werdenden Gott und den werdenden Geist mögen sie für sich behalten, sich daran amusiren und ihren philosophischen Scharfsinn daran üben. Sie mögen sich an ihrem entäußerten Gott erbauen, von dem es heißt: „Gott entäußert sich nicht seines Wesens, so daß die Entäußerung nachfolgte, sondern er ist entäußert und kommt aus der Entäußerung zu sich, zu seinem Wesen“. Von diesem wahrhaft pantheistischen Gott wird ferner gelehrt: „Die Existenz der Gottheit läßt sich nicht beweisen, wohl aber die Gottheit des Existirenden. Nur durch Aufhebung des von ihm ungewollten blinden Seyns kann Gott sich selbst wollen und setzen“. Der Schelling'sche Gott ist nicht allmächtig, von ihm existirt ein Seyn, das er nicht gewollt hat; dies muß er vorher aufheben, sonst hätte er nimmermehr Gott seyn können.

Wir Christen glauben, daß die Seligkeit Gottes in seiner Selbstanschauung, in der Contemplation der unendlichen Vollkommenheit seines Wesens besteht; und daß in eben dieser Anschauung die Seligkeit der Erlösten besteht. Mit dem Schelling'schen Gott verhält es sich ganz anders. Der muß produziren, um glücklich zu sein: „Wer der Menschen“, sagt Schelling, „möchte aber diese Pein auf sich nehmen, ewig nur mit sich selbst beschäftigt zu sein, nur an sich zu denken, nicht von sich hinwegkommen zu können? Alle Seligkeit besteht vielmehr in dem Hinwegkommen von sich, im Denken eines Andern, im Produciren“. Zum Beweis dieser Ansicht werden Joh. von Müller und Göthe citirt. „Ich bin nur glücklich wenn ich producire“, sagt der Erste; „ich denke nur, wenn ich producire“, sagt der Zweite. „So kann auch die Seligkeit Gottes nur in dem Denken und Produciren seiner Geschöpfe, seiner Welt, bestehen.“ Weil es die Marter eines endlichen Wesens wäre, sich selbst ewig betrachten zu müssen, so schließt Schelling, daß dies auch der Fall mit dem Unendlichen sein muß. Und wenn Joh. v. Müller, Göthe und Schelling so gern allerlei produciren, so kann das bei Gott nicht anders sein. An solche große Männer zu denken, muß für Gott eine ganz besondere Freude sein.

Die Gottheit des Schelling'schen Gottes besteht nicht in ihm selbst, er muß herrschen, sonst ist er nichts. „Um zu herrschen, um Herr des Seyns zu seyn, worin die Gottheit Gottes besteht, muß er Etwas zu beherrschen haben.“ Dazu kommt ihm das blinde, von ihm ungewollte Seyn, sehr gelegen, daran kann er seine Gewalt üben, das blinde Seyn weiß doch sonst nichts mit sich zu machen. Durch das Hantieren mit dem blinden Seyn wird die Schelling'sche Gottheit erst persönlich. Die Persönlichkeit ist nach Schelling kein inneres Attribut, sie wird von einer Wirkungsweise nach Außen abgeleitet. „Persönlichkeit besteht nur in der Herrschaft über ein Seyn, nur als Herr ist Gott persönlich; und dieß ist die Nothwendigkeit der Schöpfung“. Versteht sich, Gott muß schaffen, sonst wäre er nicht Herr, und wenn er nicht Herr wäre, so

wäre er auch nicht persönlich. Darum ist die Schöpfung nothwendig, sie constituirt den Grund der Persönlichkeit Gottes, diese hängt von der Schöpfung ab. „Dieß", fügt Schelling hinzu, sollte wenigstens diejenigen nicht befremden, welche so sehr auf das negative Moment in Gott dringen". Diese Worte sind ein Stich gegen die Hegel'sche Schule und ihre negative Philosopie. Ob seine Ansicht diese Schule befremdet, vermögen wir nicht zu sagen; desto mehr aber befremdet sie uns, die wir kein negatives Moment in Gott statuiren.

Die Kriegserklärung und ihre Verantwortlichkeit.

Während die Gegner der Jesuiten fort und fort in allen ihnen zu Gebote stehenden öffentlichen Blättern sich die rücksichtslosesten Angriffe auf die Jesuiten sowohl als auf ihre Verehrer erlaubten, haben wir seit dem im September 1842 gefaßten Großrathsbeschluß absichtlich völliges Stillschweigen über die schwebende Frage der Einführung der Jesuiten im Kanton Luzern beobachtet. Wenn wir nun von folgender charakteristischer Rede des Pfarrers Elmiger Notiz nehmen, so glauben wir im Sinne und in der Absicht der Gegner der Jesuiten zu handeln, welche diese Rede selbst veröffentlicht haben, also ihre Verbreitung wünschen. Wir können auch dazu bemerken, daß diese Rede nicht blos in den schweizerischen radikalen Blättern sich des gefälligsten Beifalls zu erfreuen hatte, sondern auch selbst das radikale „Frankfurter-Journal" die besten Stellen daraus mittheilte, wohl erkennend, daß hier ein Freund dem Freunde die brüderliche Hand reiche! Wir theilen folgenden Bericht des bekannten Korrespondenten der Baslerzeitung vollständig mit.

„Die Versammlung des geistlichen Ruralkapitels Sursee im Kt. Luzern, ist vorzüglich deswegen wichtig, weil am Schlusse der Sitzung die Freunde der höhern Lehranstalt in Luzern ihre künftige Haltung auf den Fall hin, daß die Jesuiteneinführung durchgesetzt werden wollte, zuerst offen ankündeten. Im Sinn und Namen derselben gab, wie wir so eben vernehmen, Hr. Pfarrer Elmiger von Schüpfheim ungefähr folgende Erklärung: „„Schon vor einem Jahre ist die Frage über unsere höhere Lehranstalt im Kapitel angeregt, allein wegen vorgerückter Zeit in die Sache nicht eingetreten worden. Ein neulicher Vorfall veranlaßt mich, den Gegenstand wieder aufzugreifen. Unsere höhere Lehranstalt hat ihre Feinde, und es ist zu bekannt, daß dieselben organisirt und planmäßig an der Zernichtung dieser Anstalt, der schönsten Blüthe unsers Landes, arbeiten. Vor wenig Tagen ist der Angriff aufs neue an hl. Stätte vor dem Volke begonnen worden, indem ein Geistlicher das Volk aufgefordert hat zum Gebete, daß die Hindernisse möchten gehoben werden, die noch immer bestehen, die Erziehung der Jugend dem berühmten, von der kath. Kirche gebilligten Orden zu übergeben. Diese Aufforderung hat uns tief geschmerzt und gezwungen, mit einer offenen Erklärung aufzutreten. Ich erkläre also: Wie die Feinde der Anstalt organisirt und planmäßig auf Zerstörung derselben hinarbeiten, ohne bisher einen haltbaren Grund anzugeben, so werden nun auch die Freunde der Lehranstalt, ebensfalls organisirt und planmäßig, zur Erhaltung der Lehranstalt arbeiten. Ich weiß es, daß dieselbe unter der Geistlichkeit des Kantons viele, ja mehr Freunde als Feinde hat. Diese sind nun entschlossen, nicht im Geheimen, sondern offen und unerschrocken, mit den Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit den Kampf anzunehmen und durchzukämpfen. Aber welches werden die Folgen davon sein? Gewiß höchst traurige. Der Kampf für die gerechte Sache gebietet, selbst die entschiedenste Trennung unter der Geistlichkeit nicht zu scheuen, allein die haben wir dann nicht hervorgerufen und nicht zu verantworten, sondern diejenigen, welche ohne Grund den Kampf anhoben. Vielleicht treiben es die Zerstörer der Lehranstalt so weit, daß an das Volk muß appellirt werden. Wie furchtbar dann! Stellen Sie sich z. B. das Entlebuch vor; die Hälfte der Geistlichkeit würde auftreten, die Lehranstalt verdächtigen, zum Umsturze derselben auffordern ꝛc.; die andere Hälfte aber würde dem Volke die Wahrheit sagen, die falschen Anschuldigungen aufdecken, zur Beibehaltung der Lehranstalt auffordern, und zur Erhaltung der guten Anstalt so gut beten lassen, als die Feinde beten lassen für ihren Umsturz. Welch grenzenlose Verwirrrung müßte entstehen! Und würde nun, was hier im Kleinen, im ganzen Kanton geschehen, welch traurige Zerrissenheit! Während dann die Geistlichkeit, in zwei große Heerlager getheilt, gegen einander kämpft, während die Zerrissenheit in der Regierung offen hervortritt, indem die tüchtigsten und intelligentesten Glieder der Regierung entschieden auf Seite der Freunde unserer Lehranstalt stünden; während das Volk zerrissen ist und der gewaltige Sturm sich unter ihm bewegt; dann braucht es einen nicht gar mächtigen Feind, der sich das divide et impera merkt, und das Schicksal unseres Kantons ist entschieden. Wer trägt dann die Schuld? wer hat die Folgen von allem zu verantworten? Die, welche ohne Grund den Kampf heraufbeschworen haben.

„Darum erklären wir offen jetzt schon unsern entschiedenen Entschluß zur Vertheidigung, damit Sie wissen, woran Sie sind, und uns zur Stunde des Unglückes nie eine Schuld zur Last legen können. Die Gründe, warum wir

den Kampf aufnehmen werden und müssen, werden während desselben von selbst sich herausstellen. Ich bin überzeugt, der gerechte Gott wird der gerechten Sache zum Siege helfen." „Im Sinne dieser Erklärung wurde schon vor einigen Wochen auf Antrieb des Hrn. Stadtpfarrers Siegrist bei Sr. Gnaden Propst Waldis eine Konferenz von mehreren Geistlichen aus der Umgegend Luzern gehalten. Unter der Gesammtgeistlichkeit des Kantons haben wir mehr als 70 entschiedene Freunde der Lehranstalt, bedeutend mehr als entschiedene Feinde. Ein philologisch gebildeter Pfarrer, früher für Einführung der Jesuiten gestimmt, ist durch die nähere Bekanntschaft mit denselben bereits dahin gekommen, daß er erst neulich sich zum Opfer bereit erklärte, seine angenehme Pfründe zu verlassen und sich zum Professor anzubieten, damit man nicht den Mangel an eigenen Leuten vorschützen könne. Bekehrungen giebt es mehrere; und noch mehr solche, welche der Bekehrung nicht bedurften. Merkwürdig unter solchen Verhältnissen ist es, daß auf die gemachte Anzeige, es seien die hochw. Herren Widmer und Stadtpfarrer gehindert, die Leitung der geistl. Exercitien zu übernehmen, von keinem mehr die Berufung der Jesuiten zu solchem Zwecke in Vorschlag gebracht wurde."

Nach obiger Rede sollte man glauben, ein Theil der Geistlichkeit wäre im Geheimen organisirt, die Lehranstalt in Luzern so zu sagen mit einem Handstreich über den Haufen zu werfen, oder wenn dies nicht angienge, dann das Volk im äußersten Falle gegen sie aufzurufen. Sieht man aber die Sache richtig an, so stellt sichs heraus, daß die Lehranstalt unter den mehrern jetzt noch angestellten Professoren vor lauter Verbesserungen fast zu Grunde gerichtet wurde; da stellten zuerst neun Mitglieder des Gr. Rathes den Antrag, die Anstalt den VV. Jesuiten zu übergeben, nicht um sie zu zerstören, sondern sie vom Zerfall zu erheben. Die Frage wurde also gar nicht von der Geistlichkeit angeregt. Die 9 Großräthe erhielten vom Regierungsrath einen höchst derben Verweis. Die Sache mußte im Herbst 1842 behandelt werden, und der Gr. Rath beschloß Erkundigungen einzuziehen. Die Erkundigungen wurden eingezogen, unter der Leitung des Erziehungs- und Regierungsrathes, und zwar nichts weniger als auf eine für die Jesuiten parteiische Weise. Die Erkundigungen sollen nun dennoch sehr günstig für die Jesuiten sprechen. Sollte nun der Gr. Rath nach fast zweijähriger Erdaurung und nach den sorgfältigsten Erkundigungen die Einführung der Jesuiten beschließen, so müßte der Entscheid verfassungsgemäß an das Volk gebracht werden. Die Geistlichkeit hat unseres Wissens bis jetzt in der Sache noch gar keinen Schritt gethan, und dennoch beschuldigt man sie der Zerstörung der Lehranstalt! Ja man spricht offen

den Entschluß aus, „die entschiedenste Trennung unter der Geistlichkeit nicht zu scheuen." (Diese Trennung besteht wirklich seit dem 6. Juni 1835 ununterbrochen fort, und wer sie zu verantworten habe, dürften ihre schon damaligen Urheber bedenken!) Man spricht die Entschlossenheit aus, im Nothfalle Trennung unter dem Volke hervorzurufen, welche dem Radikalismus wieder auf die Beine helfen könnte; und wann dies? Dann, wenn man „die Sache so weit treiben würde, daß an das Volk appellirt werden müßte" (was in gewissem Falle verfassungsgemäß geschehen muß). Und warum dies Alles? Nur um die Einführung eines religiösen Ordens zu verhindern, der im Kanton bereits durch die Missionen so wohlthätig wirkt, der in der Schweiz blühende Lehranstalten hat, der von der Kirche approbirt ist, welchem Bischöfe in und außer der Schweiz (und so auch brave Regierungen) auf ausdrückliche Anfrage mit aller Gewissenhaftigkeit das Zeugniß geben, daß der Orden in Schule und Seelsorge ausgezeichnet wirke. Und was für Bischöfe geben dies Zeugniß? Solche, die bei der Einführung des Ordens im Kanton Luzern weder zu gewinnen noch zu verlieren haben, die also mit völligster Unbefangenheit urtheilen können, Bischöfe, die sich auszeichnen durch ihren Seeleneifer, Bischöfe, die unter den ersten Gelehrten Deutschlands ihre Stelle einnehmen!!

Und nun, was ist von der Kriegserklärung und Handlungsweise der „Organisirten" zu halten, die es lieber zu sehen scheinen, daß der Radikalismus seine Geißel wieder über dem Volke schwinge, als daß ein solcher Orden die an hiesige Lehranstalt berufen würde??

Kirchliche Nachrichten.

Luzern. Der Erziehungsrath hat beschlossen, dem Gr. Rathe die Anzeige zu machen, daß auf die gemachten Einfragen noch nicht alle Antworten eingegangen seien, die rückständigen noch abzuwarten, alsdann dem Gr. Rathe Berichte und Antwort zu hinterbringen.

St. Gallen. Die Pfarrei Mörschwyl wählte am 26. Mai einstimmig Hrn. Aktuar J. A. Eberle zu ihrem Pfarrer, der Administrationsrath am 29. Mai Herrn Pfarrer Popp in Kirchberg zum Pfarrer in Häggenschwyl (wo er früher als Pfarrer so geliebt war.)

Zürich. Bekanntlich benützte das Kloster Rheinau den Anlaß, da es von der Regierung willkührlich für 800 Louisdor in Anspruch genommen wurde, dazu eigene Verwaltung und freie Novizenaufnahme zu fordern. Hierauf faßte der Regierungsrath wörtlich folgende Schlußnahme: „Es hat der Regierungsrath nach Einsicht eines Schreibens von Abt und Konvent des Stiftes Rheinau vom 15. März

dieses Jahres, in welchem sich dasselbe darüber beschwert, „daß der Regierungsrath ohne vorangegangene Rücksprache mit demselben, einen Beitrag von 8000 fl. Z. W. aus dem Stiftsvermögen Rheinaus zur Herstellung der katholischen Kirche in Zürich bestimmt habe", — und ferner das Gesuch stellt, es möchte der Regierungsrath dem Gr. Rathe die geeigneten Anträge a. für Gestattung des Noviziats, b. für gleichmäßige Besteurung und c. für freie Verwaltung hinterbringen; in Erwägung: 1) daß der Beschluß des Regierungsrathes vom 8. September 1842, betreffend einen Beitrag aus dem Stiftsvermögen Rheinau's zur Herstellung der katholischen Kirche in Zürich, in der klaren Bestimmung des Gesetzes über die Vermögensverwaltung des Stiftes Rheinau vom 22. März 1836 §. 5 seine Begründung findet; 2) daß der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet erscheint, dem Gr. Rathe eine Abänderung des Gesetzes vom 22. März 1836 anzutragen, die weiteren Begehren des Klosters Rheinau aber eine vorherige Abänderung des Gesetzes voraussetzen — beschlossen: a. ist der Eingabe des Stiftes Rheinau vom 16. März d. J. keine weitere Folge zu geben: b. ist hiervon Abt und Konvent des Stiftes Rheinau Kenntniß zu geben.

Frankreich. Marseille. Der Bekehrungseifer schreitet unermüdlich vorwärts. Während der Fastenzeit haben hier Pariser, Lyoner und andere Abbés gepredigt. Vor einigen Tagen ist eine Anzahl Missionäre von Toulon nach den Inseln des stillen Ozeans abgesegelt; am 9. Mai hat sich eine Menge spanischer Kapuziner, Carthäuser, denen sich mehrere Weltgeistliche anschlossen, (zusammen gegen vierzig) nach Südamerika (Venezuela, Carraccas ꝛc.) in unserm Hafen eingeschifft. Vormittags hielten spanische Priester (aus Barcelona ꝛc. hieher geflüchtet) in dem neuerrichteten Kapuzinerkloster feierlichen Gottesdienst, von dem kräftigen Chorgesang der Mönche begleitet. Nachmittag wurde daselbst in französischer und spanischer Sprache geprediget, Se. Gnaden der hiesige Bischof funktionirte in pontificalibus, worauf die Missionäre paarweise unter Vortragung des Bildes der himmlischen Schäferin nach dem Hafen zogen. Eine Menge hiesiger Priester, unzähliges Volk gab ihnen das Geleite, und noch von den Kähnen, welche die frommen Väter am Kai aufnahmen, um sie nach der Fregatte Condor zu bringen, schallte ihr Ora pro nobis. Die Mehrzahl dieser Missionäre sind rüstige, im besten Alter stehende Männer; doch bemerkten wir unter ihnen auch einzelne, kaum aus dem Knabenalter hervorgeschrittene Jünglinge und vom Alter gebeugte Greise. Wir wünschen der Mission alles Glück. (A. Ztg.)

Belgien. Drei junge Frauenzimmer haben am 2. Mai zu Brüssel in der Kirche la Chapelle den Protestantismus abgeschworen. Sie heißen: Nathalie Maria Deltour aus Mittelburg, geboren 1820, Amalie Maria von Bugchel, geboren zu Elberfeld den 12. März 1817 und Melania Maria Deltour, geboren zu Mittelburg den 10. Mai 1825. — Zu Odelem in Flandern sind am 27. April drei Schwestern, Engländerinnen, zur katholischen Kirche übergetreten.

England. Gegenwärtig ist in England und Irland ungeheure Aufregung, weil Irland sich von England so unabhängig machen will, daß es seine eigene Regierung und Verwaltung hätte. Auch kathol. Bischöfe haben sich der Bewegung angeschlossen, und man hat behauptet, alle katholischen Bischöfe haben dies gethan. Unterm 22. Mai erließ der kath. Erzbischof von Dublin an seine Diözesangeistlichkeit folgendes Rundschreiben: „Geliebteste Brüder! Ihr müßt mit größtem Befremden eine jüngst in den Zeitungen mitgetheilte Erklärung gelesen haben, als hätten sich alle katholischen Bischöfe Irlands ohne Ausnahme als eifrige Anhänger der Aufhebung der Union in die große Bewegung gestürzt, die das Land jetzt in Gährung erhält. Ich muß Ihnen erklären, daß ich keinen Theil daran genommen und Niemanden zu der Vermuthung berechtigt habe, als hätte ich daran Theil genommen. Im Jahr 1834 habe ich zu den in der allgemeinen Versammlung der Bischöfe einhellig gefaßten Schlußnahmen mitgewirkt, der Geistlichkeit zu empfehlen, sich künftig aller Handlungen zu enthalten, welche einen rein politischen Charakter hätten. Ich halte mich strenge an dem Geist dieses Beschlusses und habe weder mit Wort noch That das Beispiel gegeben, gegen diesen Beschluß zu handeln. Möge der Gott des Friedens, der Euch zu Ausspendern seiner großen Geheimnisse berufen hat, Euch im heiligen Dienste Eueres feierlichen Amtes zu seiner größten Ehre und zum größten Seelenheil der Euch Anvertrauten leiten."

Rußland. Die Münchener „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" schreiben unter der Rubrik: Weitere Berichte über Rußland. „Noch vor gar nicht länger Zeit konnte man es als eine ausgemachte Sache betrachten, daß, wenn nichtdeutsche katholische Journale Berichte über Rußland und die Verfolgung der katholischen Kirche mittheilten, sie von den deutschen Zeitungen mit vornehmem Zweifel im absprechenden Tone, als parteiisch, unbegründet, leichtfertig behandelt wurden, und es ist nicht zu läugnen, sie gaben auch oft genug Veranlassung dazu. Allein die Aufhellungen, welche die päpstliche Staatsschrift gewährte, beweisen, daß selbst manche der dem Anschein nach übertriebensten Berichte hinter den Thatsachen zuückgeblieben waren, und es ist jetzt wenigstens dahin gekommen, daß über den Urheber, über den Zweck, Mittel und moralischen Werth des Ganzen kein Zweifel mehr stattfinden kann. Während man in Europa eine offene

Antwort auf die römische Darstellung erwartete, ward, außer der problematischen Anrede des Kaisers an die polnischen Bischöfe, keine weitere Erklärung bekannt. Somit ist also die römische Darlegung ein unwiderlegtes geschichtliches Dokument geblieben, das mit der zerschmetternden Kraft der Wahrheit die öffentliche Meinung der zivilisirten Völker zum Zeugnisse der Gerechtigkeit aufruft. Sehen wir nun, was uns auswärtige Journale noch weiters über die Verfolgung mittheilen. Nach dem Muster des heiligen Synodes, welchen Czar Peter an die Stelle des russischen Patriarchen setzte, um die Landeskirche zur Staatsanstalt zu machen, ist in St. Petersburg ein ähnliches Collegium von katholischen Bischöfen errichtet, zu welchem abwechselnd und als außerordentliche Mitglieder jedes Jahr mehrere Bischöfe aus den katholischen Reichstheilen berufen werden, Fügsamkeit zu lernen und die erhaltenen Befehle bei ihrer Rückkehr desto umsichtiger in das Werk zu setzen. Während alle Verbindung mit ihrem kirchlichen Oberhaupte auf's strengste verboten ist, wird so die mit dem weltlichen sorgfältig unterhalten, gewinnt die oberste Stelle die Möglichkeit, jedweden Widerstand im Keime zu zernichten, und vermögen die Mittel der Gewinnung wie die Bestrafung desto nachdrücklicher zu wirken. Als nun im verflossenen Jahre zwei polnische Bischöfe der erhaltenen Weisung gemäß sich nach St. Petersburg auf den Weg machen wollten, verlangte der Statthalter des ehemaligen Königreichs von ihnen einen Kanonikus honorarius von Augustowo, Ludeke, einen ehemaligen Protestanten, welcher dann konvertirt hatte und in Holland und Belgien gebraucht worden war, um die Verbindungen der Katholiken mit den russischen auszukundschaften, als Sekretär mitzunehmen. Als beide Bischöfe sich weigerten, einen Menschen von so anerkannt schlechtem Rufe in ihrer Umgebung zu dulden, wurden demselben bei vierhundert Silberrubel als Reisegeld angewiesen, und Ludeke ward dadurch zu den Geheimnissen des heiligen Synodes gezogen, und wohnte auch jener berühmten mündlichen Erklärung bei, welche die Unwahrheit der Verfolgungen darthun sollte, von welchen, wie natürlich, die Bischöfe selbst die umfassendsten Zeugnisse hätten leisten können. Später erhielt dasselbe Individuum die Insignien des St. Annaordens und eine Pfründe zu Warschau, mit welcher die Inkumbenz verbunden ist, die zahlreichen deutschen Arbeiter dieser Stadt zu katechisiren. In welchem Kultus dieses geschieht, bedarf keiner weitern Erwähnung."

Algier. Seit einigen Jahren ist Afrika ein anderes Land geworden. Die Menschen scheinen eine andere Natur angenommen zu haben. Statt des Muhamed wird der allein wahre Prophet Jesus Christus angehört. Die neue Bevölkerung, obschon beständig unter den Waffen, hat erst einen auffallenden Beweis gegeben, wie der Glaube, den sie aus Europa gebracht, an der afrikanischen Sonne sich aufs neue geröthet und entzündet habe.

Während in der österlichen Zeit die gesammte Einwohnerschaft von Algier in hl. Andacht dem Tische des Herrn sich nahete, faßte ein leichtfertiger Arbeiter den unglücklichen Gedanken, seinen innern Unglauben auch äußerlich zu bekennen und rühmte sich, ohne nüchtern zu sein und ohne Beicht die hl. Kommunion empfangen zu haben. Nicht lange nach dieser Schändung des Heiligsten, erwachte sein Gewissen und wie dieses, so empörte sich gegen ihn die gesammte Bevölkerung, er warf sich dem Pfarrer zu Füßen und bat um die Erlaubniß, sein Aergerniß vor der ganzen Gemeinde zu zernichten, durch offene Abbitte. Der Pfarrer rieth ihm zuerst die Pfarrei zu verlassen, aber er bestund darauf, auf keinem andern Wege seine Ruhe erhalten zu wollen und wohl auch zu können. Am nächsten Sonntag that er vor dem Bischofe eine öffentliche Abbitte, die sodann dem in der Kirche versammelten Volke, das noch nie so zahlreich war, bekannt gemacht wurde, worauf sich dieses in größter Rührung zufrieden gab.

Aphorisma.

Die Blume des Indifferentismus ist im Garten des Protestantismus gewachsen, was ein Beweis für die Unwahrheit des letzteren ist. Wo die Wahrheit ist, da ist zugleich Nothwendigkeit, und wo sie nicht ist, da kann man Alles in einem Kessel zusammenwerfen.

☞ Mit diesem Blatt wird als Gratis-Beilage an alle Abonnenten der „Schweizerischen Kirchenzeitung" versendet:

Bin ich ein landesflüchtiger Hochverräther?

Eine Rechtfertigung von Dr. J. B. Bauer.

Die Redaktion.

Verantwortliche Redaktion: M. Zürcher. — Druck und Verlag von Gebrüdern Räber in Luzern.